

Wettbewerb oder Oligarchie in der Wissenschaft? In seinem neuen Buch spricht Richard Münch Klartext

Die Akademische Elite - Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz
(Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2007), € 15.

Richard Münch, Professor für Soziologie in Bamberg, hat ein äußerst wichtiges Buch geschrieben, das eine möglichst breite Rezeption unter den Mitgliedern der German Scholars Organization verdient. In seiner Untersuchung präsentiert Münch eine Reihe erfrischender Thesen, die teils recht quer zu den Positionen der Meinungsführer in der deutschen Politik und Wissenschaft liegen. Dagegen zeugen sie von einem hohen Grad an Affinität mit den Empfehlungen, die die GSO Scholars Bundespräsident Horst Köhler während der Wissenschaftskonferenz in Berlin im April des letzten Jahres präsentiert haben.¹

Im Kern beschäftigt sich Münch in dem Buch mit der Frage, ob die im deutschen Wissenschaftssystem verwendeten Steuerungsmechanismen den produktiven Wettbewerb unter den Wissenschaftlern befördern, um hierdurch zu Innovationen anzuregen und den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt zu unterstützen. Laut Münch kann der Markt, wenn überhaupt irgendwo, dann insbesondere in der Wissenschaft als Suchinstrument für beste Lösungen fungieren. Wirkliche Innovationen in der Forschung brechen oft mit etablierten Forschungsansätzen. Das geht am besten im Kontext eines möglichst offenen und gleichberechtigten Wettbewerbs unter den Forschern und weniger in einem durch Monopolstrukturen geprägten Umfeld. Allerdings ist es in der Realität schwer, funktionierende Marktprozesse zu institutionalisieren. Dies gilt für die Wissenschaft genauso wie für andere Bereiche des Lebens.

Wie steht es nun um die Fähigkeit des deutschen Wissenschaftssystems, solche Marktprozesse zu unterstützen? – Historisch waren die Bedingungen gut. Aufbauend auf dem Humboldt'schen Ideal der Einheit von Forschung und Lehre an den Universitäten, sowie befördert durch den deutschen Föderalismus, hat sich im 19. Jahrhundert ein besonders wettbewerbsintensives System von Forschungsuniversitäten entwickelt. Im Laufe des 20. Jahrhunderts, und insbesondere in den letzten Jahrzehnten, hat allerdings laut Münch die Leistungsfähigkeit dieses Systems abgenommen. Die zunehmende Massenausbildung, die Auslagerung der Forschung aus dem Universitätsbetrieb, sowie der Anstieg der Drittmittelfinanzierung haben negative Spuren hinterlassen.

Auf allen Ebenen des deutschen Wissenschaftssystems, von der Mikro-Ebene der Forscher, über die Meso-Ebene der Forschungsfinanzierung, bis zur Makro-Ebene der Aufteilung von Forschung zwischen den Hochschulen und den diversen außeruniversitären Einrichtungen, haben sich leistungsmindernde kartellartige, monopolistische und oligarchische Strukturen gebildet, die einzeln – und insbesondere in ihrem Zusammenspiel – die Innovationskraft der Forschung in Deutschland mindern. Auf der Mikro-Ebene werden dem Nachwuchs nicht genügend Freiheit und Chancen gegeben, auf der Meso-Ebene werden Mittel auf der Basis von fragwürdigen Faktoren

¹ Der auf Basis individueller Meinungsäußerungen vor der Konferenz entstandene Text der Ansprache beim Bundespräsidenten wurde in der Juli-Ausgabe 2007 der Zeitschrift *Forschung & Lehre* abgedruckt und ist auf den Internet-Seiten der GSO erhältlich.

(wie Größeneffekten und Reputation) und nicht Produktivität verteilt, und auf der Makro-Ebene werden die Universitäten benachteiligt.

Nun droht laut Münch die Gefahr, dass die Exzellenzinitiative viele dieser problematischen Strukturen noch weiter verstärkt. Münch betont, dass die Maßnahmen der Initiative vielfach das Potential haben, Wettbewerb zu untergraben und Mittelmäßigkeit zu unterstützen. Dass dies nicht intentional sondern unbewußt passiert, ist der tragischste Teil des von Münch beschriebenen Szenarios.

In Deutschland wird das Wissenschaftssystem der USA allgemein – und ganz speziell sein höheres Maß an Binnendifferenzierung – bewundert. Allerdings hat der Versuch, mit dem Mittel der Exzellenzinitiative diesem Modell zu folgen und seine höhere Dynamik in Deutschland nachzubilden, auch gezeigt, dass auf breiter Basis in Deutschland nicht verstanden worden ist, wie in den USA Wettbewerbsprozesse gegenüber der Gefahr von Kartellisierung und Monopolbildung abgesichert werden. Natürlich ist auch den USA der Wissenschaftsmarkt nicht perfekt organisiert. Das will Münch nicht sagen; vielmehr betont er, dass in der US-amerikanischen Wissenschaft ein wesentlich effektiverer Wettbewerb als in Deutschland stattfindet.

Darüber hinaus liegt laut Münch die Stärke des amerikanischen Systems insbesondere darin begründet, das Humboldt'sche Ideal auf neue Art und Weise an den Universitäten – und hier gerade an ihren Graduiertenschulen – verwirklicht zu haben. Universitäten agieren heute in einem anderen Umfeld als im letzten Jahrhundert. Andere Erwartungen werden an sie herangetragen; so müssen Universitäten heute mehr Menschen ausbilden als früher. Das heißt aber nicht, dass sie nicht den Humboldt'schen Idealen treu bleiben können.

Münchs Analyse ist gründlich. Seine Empfehlungen sind provokant. So argumentiert er, das Budget der DFG um 50 Prozent zu kürzen und mit dem eingesparten Geld Juniorprofessuren an den Universitäten zu schaffen. Wer mehr über seine Analyse und Argumente erfahren möchte, sollte dieses äußerst wichtige Buch lesen.

Tobias Schulze-Cleven
University of California, Berkeley